

**Nr. 164**

Pieter F. Thomése

# **Die unbeständige Ordnung**

**2006**



## VORWORT

Der niederländische Schriftsteller Pieter Frans Thomése war im Mai 2005 auf Einladung des Seminars für Niederlandistik und mit finanzieller Unterstützung des Nederlands Literair Productie- en Vertalingenfonds (NLPVF) im Rahmen einer Poetik-Gastdozentur in Oldenburg. Thomése hat den vorliegenden Vortrag in niederländischer Sprache gehalten, ins Deutsche übersetzt worden ist er von einer studentischen Arbeitsgruppe unter der Leitung von Ute Schürings.

Auf die Frage der literarischen Sozialisationsforschung, wie jemand zum Leser wird und ob der Schulunterricht ästhetische Erfahrungen ermöglicht, hat Thomése eine radikale Antwort: Literatur und Unterricht sind für ihn unvereinbare Begriffe. Thomése spricht von seinen frühen Leseerfahrungen und wie er sich Schriftsteller, die durch die „didaktische Hölle“ jahrelangen Literaturunterrichts gegangen waren, zurückeroberte. Er erfuhr das Lesen als Initiation in eine Welt der Nonkonformität und des Widerspruchs. Nietzsches „überlegene Unversöhnlichkeit“ vor allem war ihm das Gegengift gegen eingängiges Geschwätz, Sprachklischees und Denkfaulheit.

Thomése entwirft eine Metaphysik der Literatur, er beschreibt das literarische Erlebnis als Epiphanie, als „magische“ Empfindung, die sich der Erklärung entzieht. Das Schreiben über das Unbeschreibliche – Thomésés ambitioniertes literarisches Programm ist nichts weniger als die Erneuerung der Sprache.

Oldenburg, im Februar 2006

Hans-Joachim Wätjen



**Pieter F. Thomése**

### *Die unbeständige Ordnung*

Es gibt wahrscheinlich wenig Lächerlicheres als einen Mann, der hinter einem Rednerpult steht und seinen Zuhörern die Bedeutung von Literatur erklärt.

Ich muss dann sofort an die einschläfernden Versuche meiner Gymnasiallehrer denken, mir *virtus* und *sophia* nahe zu bringen, offensichtlich so charakteristisch für den einzigartigen Cicero, genannt „die Kichererbse“. Von seinem Werk ist bei mir, der pädagogisch anerkannten Bedeutung zum Trotz, nichts Anderes hängen geblieben als ein vager Begriff von etwas, das ich als „Pensionsanspruch“ bezeichnen würde.

Aber es blieb nicht bei Cicero, der sein verdientes Schicksal in den unbeholfenen Übersetzungsversuchen pausengeiler Gymnasiasten fand, die natürlich anderes im Kopf hatten als einen eleganten Ablativus Absolutus oder einen formschönen Nebensatz mit eingeschlossenem Antezedenten. Selbst die bezauberndsten Bücher erwiesen sich, wenn es darauf ankam, der mörderischen Kraft der didaktischen Hölle nicht gewachsen.

Ich brauchte viele Jahre, um bestimmte Schriftsteller aus der Abneigung, die ich vom jahrelangen Literaturunterricht über behalten hatte, zurück zu erobern.

Wenn ich an Shakespeare denke, den ich so gerne lieben würde, fällt mir sofort Frau Knol oder Knoef ein mit ihrer „rather awful emphasis on the correct pronounciation“ – ein Wort, bei dem meine widerspenstige Zunge sich übrigens noch heute weigert, sich in die richtige Position zu falten.

Im Unterricht, und a fortiori durch die Regierung, wird die Literatur mit machtloser Ausdauer als eine Sache von allgemeinem Interesse, das heißt von allgemeinem kulturellem Interesse, dargestellt.

Es existieren Naturgesetze, die gelernt werden müssen, es gibt grammatikalische und rhetorische Regeln, um die eigene oder eine andere Sprache zu lernen, und es gibt eine große Menge Unterrichtsstoff, der nützlich für eine besseres Verständnis der Gesellschaft ist, in der wir leben. Aber Literatur und Unterricht, das sind zwei unvereinbare Begriffe. Man muss seinen Weg selbst finden, sonst findet man nur bereits Gefundenes. Denn das schulische Lesen bedeutet, dass man liest, was man bereits weiß. Man macht nur einen mühsamen Umweg über Reimschemata, Romanstrukturen und Themata, der uns letztendlich doch wieder auf bekanntes Terrain zurückführt. Es läuft darauf hinaus, dass die Schule Literatur benutzt, um einen so denken zu lassen, wie sie es will.

Meine erste literarische Erfahrung war völlig anderer Art: eine Zerrüttung, eine Zertrümmerung gar von allem, was allgemein - kulturell und gesellschaftlich - galt, von allem, was einem als Gesetz aufgezwungen wurde. Wenn ich an meine ersten literarischen Entdeckungen zurückdenke, dann handelt es sich dabei um Schriftsteller und Bücher, die auf überzeugende Weise genau das leugneten, was mir den ganzen Tag durch Lehrer, Eltern und Erwachsene in den Mund gelegt wurde. Deshalb entzog ich diese Bücher heimlich dem Unterricht. Ich wollte sie für mich allein haben und sie verstecken vor den verlogenen Phrasen, mit denen Lehrer und Schulbücher sie belasteten, sie zu harmloser Ästhetik reduzierten, sie zum Zierrat für ordentliche Wohnzimmer machten.

Meine Art zu lesen lag fern jeder ästhetischer Ahnung, das Literarische war für mich eine Art Zauberspruch, durch den festgelegte Grenzen aufgehoben und fest gerostete Türen geheimnisvoll quietschend geöffnet werden konnten. Ich meine damit jedoch nicht die Zaubersprüche aus „Tausend und Einer Nacht“ oder die geheimen Parolen der „Drei Musketiere“ - das war überlieferter Unsinn, unzuverlässige Informationen aus zweiter Hand, auf die ich nicht mehr hereinfl. Nein, die Magie verbarg sich für mich fortan im Schriftsteller selbst, in seinem Ton - einem anmaßenden Ton, auf den aufbauend er in grenzenloser Selbstzu-

friedenheit seine eigenen Gesetze machte und darauf pffiff, was die Menschen dachten und fanden.

„Wie man wird was man ist“, tönte mein Held Friedrich Nietzsche in die kolossale Leere seiner stolz gehegten Unverständlichkeit, und ich las es wie eine Anleitung, eine Wegbeschreibung für *meine* Leere - die wie eine fahle Zukunft vor mir lag, in der ich also dennoch etwas werden sollte, *jemand* werden sollte, jemand, der zu sein ich bereits begonnen hatte. Nur das Wesentliche wusste ich noch nicht.

Früher hatte für mich allein die Geschichte gezählt, der Rausch der Illusionen, die Konturen von Camelot. Schriftsteller waren für mich höchstens bedeutungslose Aneinanderreihungen von Buchstaben auf einem Umschlag, wie Namen von Orten, an denen ich niemals gewesen war und die ich auch nicht plante zu besuchen. Oder Schilder über Geschäften und Betrieben, an denen ich einfach vorbeilief, weil ich nicht gewusst hätte, was ich darin zu suchen habe. J.B. Schuil, P. Nowee; Chr. van Abcoude: für mich Eisenwarenhandel, anerkannte Gasinstallateure, Delikatessen. Ich hatte noch nie darüber nachgedacht, ob sich dahinter ein Lebewesen verbirgt, und noch immer stellen sie für mich so etwas wie Markennamen dar, Geschäftslogos, die eher auf einen Typ oder ein Genre schließen lassen als auf einen Menschen.

Seit ich aber die Macht des Widerspruchs erkannte, suchte ich meine Helden und Vorbilder in Schriftstellern, die mir vorausgegangen waren, um sich mannhaft einen Weg aus der Beengtheit der Wirklichkeit zu bahnen, die von den gemäßigten Mittelmäßigen bestimmt wird. Es war Exklusivität, die ich suchte. Ausschluss. Ich schloss mich selbst aus. Meine Exklusivität war übrigens nicht wählerisch, darunter darf man sich nicht zu viel vorstellen. So erinnere ich mich, ein wenig verlegen, dass ich in jenen Tagen selbst H. Marsman zu meinen engsten Vertrauten zählte. Eine Frau an meiner Seite singt „eine helle, entzückend-mitreibende Weise: // Das Windschiff liegt bereit für die Reise, / die Sonne und der Mond sind schneeweiße Rosen, / der Morgen und die Nacht zwei blaue Matrosen - / wir gehen zurück ins Paradies.“<sup>1</sup>

Ich erfuhr – in dieser göttlichen Empfänglichkeit, dieser voreiligen Blüte der großen, jedoch unreifen Einsichten – das Lesen als eine Initiation, einen Eintritt in eine umgekehrte Welt, in der alles, was ich für unwiderlegbar hielt, in Frage gestellt wurde und alles, was ich als bedrückend und beklemmend erfuhr, plötzlich der Beginn einer Befreiung wurde, in der die panikartige Verwirrung und dumpfe Verzweiflung, die mich immer bei allem und jedem befiel, die Anzeichen einer außerordentlichen Persönlichkeit zu sein schienen.

Viel war davon noch nicht zu sehen, und von Paradiesen hatte ich schon überhaupt keine Ahnung. Ich befand mich am Eingang eines dunklen Waldes und begann drauflos zu schlagen, denn wer beginnt zu lesen, hat noch viel zu zerstören. Um mich zu befreien, benötigte ich robustes Werkzeug, denn ich erinnere mich, dass mir das Subtile nicht wirklich lag. „Wie man mit dem Hammer philosophiert,“ das war der Appell. *De omnibus dubitandum*, an allem muß gezweifelt werden. „Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit.“ (Ecce homo, Warum ich ein Schicksal bin.)

Bei Nietzsche war alles Zerschlagen, und nie hatte ich Worte gelesen (selbst bei Marsman nicht), die – buchstäblich – so einschlugen. Ich entdeckte durch Nietzsche, dass die Wirklichkeit, in der ich mich befand, aus erlernten Wahrnehmungen zu bestehen schien, aus überlieferten Begriffen, vorgekauften und wieder ausgespuckten Erkenntnissen, Klischeeformulierungen, standardisierten Wahnvorstellungen. Ich musste mich von dem Angelernten, das der Realität anhaftete, befreien. Was für Wirklichkeit gehalten wurde, war tatsächlich nur die eingetrocknete Teigschicht anderer Leute Ideen und anderer Leute Erkenntnisse. Um sehen zu können, um erfahren zu können, mußte ich diese Schicht erst losmeißeln,.

Wenn nötig, musste ich die Dinge kaputt schlagen und die einzelnen Stücke selbst wieder zusammensetzen. Und wenn das nicht half, musste ich sie wiederum kaputt schlagen, in noch kleinere Stücke. Ich musste die Dinge pulverisieren und wie losen Sand durch meine Hand rieseln lassen. Die Wirklichkeit musste wieder in ihren Rohstoff verwandelt werden, in Material,

mit dem wieder alles möglich war, und in dem ich mit bloßen Händen wühlen konnte.

Das Philosophieren mit dem Hammer blieb für mich vor allem ein destruktives Vergnügen. Ich wusste – vorläufig – offenbar besser, was ich nicht wollte, als was ich wollte. Abreißen fiel mir leichter als bauen.

Das klingt übrigens unvoreilhafter, als es in meinen Augen ist. Das Negative, das Verneinende ist ein unschätzbare Wert. Wenn man sich mit der überwältigenden Menge Unsinn beschäftigt, die täglich, Tag ein Tag aus, über die Welt ausgeschüttet wird und alles unter sich begräbt wie unter einem Berg Müll, ist es eine Sache geistiger Hygiene, zur rechten Zeit nein sagen zu können.

Werbung, Journalismus, Bildung, Politik: Die ganze administrative Organisation, die sich „Gesellschaft“ nennt (als wäre es eine Aktiengesellschaft, von der man ein Anleihenpaket aufgedrückt bekommen hat) las ich und lese ich noch immer wie eine Broschüre über „Annäherungspolitik und Konformismus“. Das Erbärmliche dieser organisierten Gesellschaft ist, dass sie zum Selbstzweck wird. Das Ziel jeder Gesellschaft ist die Selbsterhaltung, Gewinn und Komfort sind dabei die Richtlinien. Die Mitarbeiter müssen den Eindruck haben, dass es ihnen innerhalb der Gesellschaft besser geht als außerhalb, und ferner, dass die Gesellschaft so, wie sie ist, angemessen funktioniert und höchstens einige kleine Korrekturen benötigt. Diese kleinen Korrekturen sind alles, was die Gesellschaft ihren unzufriedenen Mitarbeitern zugesteht. Annullieren ist nicht gestattet.

Mit einer solchen Gesellschaft wollte ich nichts mehr zu tun haben. Aber wie sollte ich mich wehren? Ich war selbstverständlich kein Halbstarker und kein Hausbesetzer, weder Punk noch Provo oder Prolet, bei denen der Widerwille bekanntermaßen libidinös ist – ein animalisch-biologischer, blinder Trieb, eine niedere Ohnmacht. Während meine Ohnmacht gerade überlegen sein sollte und ich nach einer unüberwindbaren Kampfeslust verlangte.

Aber die Macht des allgemein Akzeptierten schien zu groß für jemanden, der sich nur wünschte zu leben. Meine einsame Wider-

rede wurde durch den Chor der angepassten und der angepasst Unangepassten übertönt. Ich war, merkte ich, wohl noch nicht gut bei Stimme. Die routinierten Melodien der wiederholten Einsichten klangen, wenn ich es darauf ankommen ließ, wesentlich überzeugender als meine bibbernd-freche Gegenrede. Die Angepassten und die angepasst Unangepassten hatten das alles schon hundert Mal gemacht, sie waren bereits professionell. Ich stand noch am Anfang, musste noch alles lernen. Das ist das Trügerische von Geschwätz und Unsinn, dass sie so eingängig sind. Während man sich an das Neue, das Unbekannte erst gewöhnen muss.

Die Autoren, die, mit oder nach Nietzsche, in diesen ersten kraftvollen Leserjahren den größten Eindruck auf mich machten – W. F. Hermans und G. K. van het Reve, der Céline der *Reise*, Camus' *L'étranger*, Dostojewskis *Schuld und Sühne* mit dem entgleisten Nietzscheaner Raskolnikow, Baudelaire, Slauerhoff – hatten in ihrer Verschiedenheit etwas gemeinsam, das mich unheimlich ansprach und das ich „überlegene Unversöhnlichkeit“ nennen will. Sie verfügten über eine Sprache, eine Ausdrucksweise, die die Banalität des allgemein Akzeptierten von selbst zerschlug. Man brauchte nur wenige Seiten zu lesen, um die Welt anders zu sehen. Als ob ihre Worte eine Art Gift waren, gegen das das Anzogene, das Nachgeplapperte und von jedem Übernommene nicht bestehen konnte. Sie veränderten die Welt. Große Universitäten, Regierungen, die ganze Gesellschaft schrumpfte durch ihre achtlos verhängten Bannflüche.

Ihre geheime Kraft brauchte ich, sie waren der Samisdat für den nicht-heimischen Dissidenten, für den ich mich hielt. Ich las in heiliger Zurückgezogenheit ihre Werke, um besser Artikulieren zu lernen, um besser Sprechen zu lernen. Um Widersprechen zu lernen. Um endlich meine Stimme erheben zu können. Ihre Stimme, *that is*, aus meiner Kehle. Ich lieb mir vorläufig ihre Formulierungen, weil ich selbst noch über keine eigenen verfügte, mit denen ich mich gegen die allgegenwärtige Banalität des vorbestimmten Seins hätte behaupten können.

Das Tückische war, dass ihre Worte aus meinen Mund anders klangen. Solange ich auf ihren Buchseiten blieb, verstand ich sie, wie ich mich selbst zu verstehen glaubte, aber sobald ich sie von ihren Verfassern löste und mir selbst aneignete, verblassten sie, wurden sie unhandlich und plump, passten nicht gut in die Sätze, in die ich sie einsetzte.

Ich wusste noch nicht, dass literarische Wahrheiten ihre Bedeutung dem Entstehen entlehnten. Es sind sich entfaltende Wahrheiten, von denen man höchstens eine Spur erhascht, und sie verschwinden, sobald man nach ihnen greift. Sobald das Literarische handhabbar wird, ist es verloren. Und das ist es, was ich in meiner Arglosigkeit tat: Ich vernichtete meine literarischen Entdeckungen, indem ich sie anpasste und auf mein eigenes, unvollkommenes Leben anwendete. Ich drohte ein Kunstbanause zu werden, ein wandelndes Zitatenebuch, das bei jeder Gelegenheit etwas Passendes zu deklamieren wusste – während der wahrhafte Geist in der Öffentlichkeit stammelt, nach Worten sucht und misstraut, was ihm greifbar ist.

Wer zitiert, reduziert das Gelesene auf etwas Nützliches, auf ein Rezept, ein Allheilmittel, eine wirksame Lösung. Das Ende von Lied ist, dass Shakespeare, Chamfort, Goethe und Oscar Wilde (um ein paar Zitatene Könige zu nennen) in keinem Selbsthilfefaden oder Erfolgsratgeber mehr fehlen und sich nicht von den Kabarettisten, Textdichtern und „Reklamephrasendreschern“ unterscheiden, die darin auch stehen. „All art is quite useless“, zitiere ich Oscar Wilde, der im Hinblick auf seinen Nutzen als Zitatene Lieferant sich selbst – wahrscheinlich unbeabsichtigt – außerhalb der Kunst platziert hat. Oder Luceberts „Alles Wertvolle ist wehrlos“<sup>2</sup>, das, seit der Autor es an eine Versicherungsgesellschaft aus Rotterdam verkauft hat, allen Widerstand mit einem Mal wertlos machte.

Es ist genau die Einmaligkeit, aus der die Literatur ihre Kraft schöpft. Unangepasst, unanpassbar offenbart sie sich nur in Augenblicken. Anders als in der beständigen Ordnung der Gesellschaft gilt hier nur das Unbeständige. Was fest steht, funktioniert nicht. Die literarische Erfahrung ist eine Epiphanie, ein

Fast-Begreifen, ein Zustand, der der Erklärung voraus geht. Es ist etwas, das man nur andeuten – „Das ist es“ – aber noch nicht benennen kann. Denn auch der gute Schriftsteller benennt nicht. Er deutet an, er langt nach etwas. Er umreißt in seiner Luftzeichnung nicht, was es ist, sondern was es sein könnte.

Es ist dieser nicht geschriebene Text, dieser gerade-nicht geschriebene Text, der die Metaphysik vom Schreiben ausmacht und die sogar ein kluger Kopf wie Nabokov nicht anders deutet als „*magic*“.

Die transzendente oder magische Empfindung lässt sich, so wie es sich für das Transzendente und Magische gehört, schwer nacherzählen. Sie entsteht *während* des Lesens und bleibt als Erinnerung zurück, nicht an den bewussten Text, sondern an die Empfindung. Um Missverständnissen zuvor zu kommen: mit „Erkennen“ hat dies nichts zu tun. Es ist genau das Gegenteil davon. „Erkennen“ ist die Erfahrung, die der Leser macht, wenn er merkt, dass die Beschreibung „stimmt“, dass sich also bestätigt, was er selbst bereits vermutete, ohne die Worte gefunden zu haben. Jemand, der „erkennt“, findet eine Formulierung, worin eine bestimmte Erfahrung auf treffende Weise beschrieben wird. Dieses Schiboleth wird eine Schablone, mit der er in Zukunft auskommt. Eine solche Passage macht es leichter, sie verhindert Verwirrung. Die literarische Empfindung, die ich meine, schließt die Erfahrung nicht ab, sondern eröffnet diese gerade. Sie arbeitet nicht ordnend, sondern verwirrend. Sie entwischt dem Definierenden, der wirksamen Erklärung.

Nabokov gibt aus seiner Gogol-Studie ein Beispiel, nämlich den mittlerweile klassischen Stiefelputzer aus *Die toten Seelen*. Er darf am Ende des siebten Kapitels auftreten, als alle zu Bett gegangen sind, auch die betrunkene Hauptfigur Tschitschikow, und sich eine zufriedene Stille über die Schlafenden legt: „[...] nur in einem Fenster war noch Licht zu sehen, wo der aus Rjasan eingetroffene Unterleutnant wohnte, offenbar ein großer Freund von Stiefeln, denn er hatte sich bereits vier Paar machen lassen und probierte nun fortwährend ein fünftes an. Ein paar Mal ging er zum Bett, um sie ausziehen und sich hinzulegen, aber er konn-

te dies nicht über sich bringen: die Stiefel waren wirklich gut genäht, und lange noch hob er immer wieder ein Bein und betrachtete den so schwungvoll und erstaunlich geformten Absatz.<sup>13</sup>

Alles, was man zu dieser Passage anmerken könnte, würde die Magie zerstören. Die Gleichgültigkeit von „einem zuverlässigen Leutnant aus Rjasan“ gegenüber der Präzision der Stiefelwürdigung, die Ruhe der Schlafenden im Gegensatz zur gerührten Beachtung des Leutnants hinter dem einzigen beleuchteten Fenster, das beleuchtete Fenster selbst, das in vollem Glanz eine Person im Detail zeigt, die später im Roman nicht noch einmal auftaucht - als machte sie einen Anstandsbesuch in der verkehrten Geschichte, während sie doch ein Schuhwerk hat, mit dem sie es weit hätte bringen können. Das alles zeigt nur das Unvermögen des Lesers, der begreifen, der diese wunderschöne Passage für den wiederholten Gebrauch klein kriegen will.

Aber auch im Kontext dieses Vortrags ist die Magie größtenteils verschwunden, weil die Passage hier bewusst als etwas Wesentliches herangezogen wird, während ihre Wirkung in Gogols Roman auf dem Flüchtigen und Unerwarteten beruht.

Genauso hat Nabokov mich einmal durch einen Satz, der seine Magie aus dem Moment herleitet, aus der Fassung gebracht. Er steht im Vorwort des Romans *Pale Fire*, worin ein Mann namens Charles Kinbote den Leser mit einer philologischen Erläuterung testet, die von den Cantos eines Dichters namens John Francis Shade handelt. Und ohne Ankündigung oder Anlass las ich auf einmal: „Direkt gegenüber meines derzeitigen Wohnsitzes befindet sich ein lärmender Vergnügungspark.“ Irrsinnig schön finde ich das, diese Kirmes mit Trubel und grellen Lichtern, die hier so völlig zusammenhangslos aus einem eher zahmen Text herausbricht – als ob sich auf einmal eine Tür öffnete.

Das ist es, was ich suche, dieses Gefühl, dass während des Lesens immer wieder Türen aufgehen können. Ich mag das, weil es ein Anschlag auf den Anpassungsmechanismus ist, der in der Sprache und in der Literatur gleichermaßen wirkt wie in der Gesellschaft – ein Mechanismus, der dazu führt, die Dinge konventio-

nell zu sehen, also, *comme on dit* und *wie man sagt*, „so wie jeder sie sieht“.

Das Denken zeichnet sich durch die unüberwindbare Neigung aus, das Unbekannte aus dem Bekannten abzuleiten und die Wirklichkeit auf eine überschaubare Sammlung von Begriffen und den dazugehörigen Ansichten zu reduzieren. Die Sprache kann sich dem nicht entziehen, und das Besondere wird dadurch unablässig verallgemeinert. Erinnern wir uns an „die Situation im Kosovo“, ich meine hier vor allem den Wortlaut. Monatelang war dieser täglich zu hören und zu lesen und wurde somit allmählich vertrauter.

Woher rührt diese Vertrautheit? Wenn ich das Wort Stuhl gebrauche, weiß jeder aus Erfahrung, was damit gemeint ist. Aber wenn ich von der „Situation im Kosovo“ spreche, muss jeder vom Bekannten auf das Unbekannte schließen. Es ist somit eine Frage der Analogie. Und die fanden geschickte Journalisten im Zweiten Weltkrieg, indem sie die verfolgten Kosovaren mit verfolgten Juden gleichstellten, während die Serben die Rolle der Nazis erhielten.

Hier versperrt die eine nichtssagende Definition die andere, und beide beruhen nicht auf eigener Erfahrung. Hier besteht keine Gefahr, dass noch etwas Unerwartetes die Tür öffnet. Serben, Nazis, Judenverfolgung, Kosovaren: Solche Etikettierungen beanspruchen Unheil zu verkünden, ohne jedoch auf eigener Erfahrung zu gründen. Es können auch Wörter gebraucht werden wie „ethnische Säuberung“, „Deportation“, „Lager“, die in jedem Lesebuch stehen und das ruhige Schaudern über eine Welt zeigen, die man dank fester Formeln beständig unter Kontrolle zu haben glaubt.

Sie haben bestimmt nicht Primo Levi gelesen, sonst würden sie solche Wörter nicht gedankenlos verwenden. In *Ist das ein Mensch?* steht irgendwo: „Wir sagen ‚Hunger‘, wir sagen ‚Müdigkeit‘, ‚Angst‘, ‚Schmerz‘, wir sagen ‚Winter‘, aber dabei ist etwas Anderes gemeint. Es handelt sich um freie Wörter, erfunden und gebraucht durch frei lebende Menschen, die glücklich und

unglücklich waren in ihren eigenen Häusern. Wenn die Lager noch länger existiert hätten, wäre eine neue, aggressivere Sprache entstanden, und diese Sprache wäre nötig gewesen, um klar zu machen, was es bedeutet, den ganzen Tag bei Wind und Eiseskälte zu arbeiten, ohne viel mehr als Hemd, Unterhose, Leinenjacke und Hose am Leib, gezeichnet von Erschöpfung, Hunger und der Vorahnung vom nahenden Ende.“

Aber solche Überlegungen führen dem gewöhnlichen Sprachteilhaber zu weit, „die Situation im Kosovo“ muss übersichtlich bleiben. Je gebräuchlicher die Begriffe, desto besser. Je größer der gemeinsame Teiler, desto eher entsteht der Eindruck, dass man über dasselbe spricht und die Sache unter Kontrolle hat. Das ist das Bedrohliche, das Lügenhafte einer solchen Sprache: Sie beruft sich auf Augenzeugenberichte, Tatsachen, Statistiken und sogenannte Fakten, aber sie sagt nicht, dass die Form, in die all das übertragen wird, bereits feststeht. „Die Situation im Kosovo“: Wo ein Romanautor sein Leben hergibt, um auch nur ansatzweise begriffen zu werden, steht der akkreditierte Reporter schon am gleichen Tag bereit, um triumphierend sein Mikrofon voller Worthülsen in Stellung zu bringen.

Dies alles erklärt, warum Nachrichtensprecher, Werbeleute, Pädagogen, Sachverständige jeder couleur, Verwaltungsleute - früher Politiker -, kurz gesagt, die professionellen *brainwashers*, ausschließlich Klischees gebrauchen. Sie haben es auf die Vernichtung der unbegreiflichen Wirklichkeit abgesehen und wollen daraus etwas Pseudo- Erklärbares machen.

Darum haben auch kleine Geister solch große Ideen. Man denke nur an den Typus Bas Heijne/ Michael Zeeman: große Worte und globalen Einsichten immer zur Hand, und stets sind sie bereit, noch etwas Bedeutendes hinzuzufügen. Aktualität nennen sie das, Mitreden über Themen, worüber andere sprechen, und zwar in einer Sprache, die schon einmal da war und die so weit ausfällt, dass sie immer paßt.

Auch die Autoren einer bestimmten Art von Romanen machen mit bei diesem Schwindel. Dies gilt ebenso für Kritiker und

andere Literaturinterpreten, die ihre eigene übersichtliche Terminologie entwickelt haben, um das Geschriebene auf das Vertraute zurückzuführen, dass heißt, auf konventionelles Gebiet, wo bestätigt wird, was bereits vorgesehen war („flott geschrieben“), wo alles ordentlich nach Schema verläuft („originelle Handlung“) und wo kurzer Prozeß gemacht wird mit Wörtern, die nicht tun, was der Leser von ihnen erwartet („rundheraus enttäuschend“).

Wer sich dagegen nicht unablässig wehrt, wird unbemerkt verloren gehen. Es ist eine *invasion of the body snatchers*, wobei das tief Verborgene, auch „Seele“ genannt, auf kosmetische Weise in etwas Allgemeines zurückverwandelt wird, in eine Art Bild, das man von anderen hat und das schließlich leichter zu fassen ist als das eigene. Man beginnt sich selber so zu sehen, wie man gesehen wird – mit diesem passiven Blick, der das verwirrende Chaos von unerklärlichen Erfahrungen in eine übersichtliche Person umformt, die aus einer bestimmten Anzahl ordentlich benennbaren Eigenschaften besteht. Die Metamorphose vom „Ich“ zum „Anderen“, das ist die große Seelenwanderung durch *the invasion of the body snatchers*, die sich gegenwärtig in unserer Gesellschaft vollzieht. Surrogatmenschen, kaum von echten zu unterscheiden.

Die Reduzierung der Sprache auf eine Reihe von festen Formeln ist etwas, wovor ich panische Angst habe. Bevor man es merkt, ist man *gesnatched*. Nichts ist so ansteckend wie die Umgangssprache, diese zusammenklumpenden Wörter, die an allem kleben bleiben. „Sagen, was Sache ist“ wird das genannt, oder „sagen, wie es wirklich ist.“ „So ist es doch?“ „Also, warum jammerst du dann!“

Wenn man darüber nachdenkt, wie viele Menschen die durchgekauten Wörter in eben dieser Reihenfolge schon im Mund gehabt haben, möchte man sie sofort wieder ausspucken, so schlecht wird einem davon.

Die Kunst des Schreibens ist die Wiedererneuerung der Sprache. Die Wörter sollten so klingen wie früher, zu einem inzwischen vergessenen Moment, als man sie zum ersten Mal hörte. Aber

alle Wörter, die man findet, sind bereits gebraucht. Es ist nun einmal so, dass man sie von anderen übernimmt. Sie sind aneinander geklebt, an Ketten und Klumpen hängen sie aneinander fest. Man wird die Sätze, die Schlangen von Sätzen, in Stücke hacken müssen. Man muß den ganzen zusammengeklumpten Haufen zerschlagen und aus den losen Stücken etwas neues, Vielversprechendes zusammenstellen.

Kein Wunder, dass die größten Denker der modernen Zeit, Nietzsche und Wittgenstein, in erster Linie Vernichter waren, die Trümmer beseitigten. Nur durch die Pforten des Widerspruchs betritt man die Literatur, einen anderen Zugang gibt es nicht. Man muss erst abreißen, um aufbauen zu können. So funktioniert das nun mal in der unbeständigen Ordnung.

Um neu denken zu können, benötigt man neue Wörter, keinen abgedroschenen Dreck. Wenn ich auf der Suche bin nach neuen Wörtern, lese ich gerne in Wörterbüchern - in niederländischen, aber auch in französischen, englischen, lateinischen, griechischen. Wie schön Wörter sein können, wenn sie aus ihrer festen Umgebung losgelöst sind, wenn sie befreit und souverän auf eine neue, unerwartete Bedeutung warten. Oder nein, Bedeutung ist es nicht, es ist die Vorankündigung davon, die aufgeschobene Bedeutung.

Mit dieser aufgeschobenen Bedeutung, diesem Fast-Begreifen fängt Literatur an. Das habe ich erfahren, als mein Lesen in Schreiben überging. Was nicht gesagt werden konnte, konnte offenbar dennoch geschrieben werden. Schreiben, eine Art des Schweigens, ein aufgeschobenes Sprechen. Im Provisorium des Unausgesprochenen passierten Dinge, die ich nicht vorhergesehen hatte, und eben in diesem Unerwarteten verbarg sich die Offenbarung.

*Magic*, so nennt Nabokov es, Metaphysik nenne ich es. Und Bruno Schulz, der verdreckte Worte so aufpolieren kann, dass sie wie Sonnenlicht glänzen, schreibt am Anfang von *Sanatorium Clepsydra*: „Ich nenne es einfach das Buch, ohne nähere Beschreibungen oder Epitheta, und in dieser Abstinenz und Begrenzung

verbirgt sich eine verzweifelte Sucht und lautlose Kapitulation vor der Bodenlosigkeit des Transzendenten - weil kein einziges Wort, keine einzige Anspielung glitzern, duften, strömen kann wie das angstvolle Frösteln, wie die Vorahnung dieses namenlosen Dings, dessen erste Kostprobe auf der Zunge das übertrifft, was unsere Begeisterung fassen kann. Was nützt das Pathos der Adjektive, die Aufgeblasenheit der Epitheta, wenn es diesem maßlosen Ding, dieser grenzenlosen Pracht gegenüber steht? Der Leser, der wahrhaftige Leser, an den dieser Roman sich richtet, wird es schließlich auch so begreifen, wenn ich ihm tief in die Augen blicke und dieses Licht auf ihren Boden leuchten lasse. In diesem kurzen, aber kraftvollen Blick, in unserem flüchtigen Händedruck soll er es auffangen, übernehmen und erkennen, und erfreut durch diesen Empfang, wird er die Augen kurz schließen. Denn sitzen wir nicht unter dem Tisch, der uns trennt, heimlich Hand in Hand?“

Man muss diese Passage wieder und wieder lesen, und sie eignet sich eigentlich nicht so ohne weiteres für ein Zitat. Hier wird gesagt, was nicht gesagt werden kann, und der Autor ist sich darüber im Klaren, dass seine Worte ihm im Weg stehen, sein Schreibtisch zwischen ihm und dem Leser steht. Darum betont er, dass seine Worte nur vorläufig sind, daß sie ertastet werden müssen. Sie sollen nur eine Kostprobe sein, eine erste Kostprobe auf der Zunge, die das übertrifft, was unsere Begeisterung fassen kann. Seine Worte verweisen nicht auf etwas, das festgelegt werden kann, sie langten nach etwas, das noch nicht da ist, etwas, das nur beinahe da ist, eine noch unbeständige Ordnung.

Wenn ich etwas beinahe begreife, dann ist es wohl dies.

## Anmerkungen

1. nl.: 'een held're, verruk'lijk-meeslepende wijs: // 'het schip van den wind ligt gereed voor de reis, / de zon en de maan zijn schneeuwwitte rozen, / de morgen en nacht twee blauwe matrozen - / wij gaan terug naar 't Paradijs.
2. nl.: "Alles van waarde is weerloos."
3. Nikolai Gogol: Die toten Seelen. Aus dem Russischen übersetzt von Wolfgang Kasack In: Nikolai Gogol: Gesammelte Werke in fünf Bänden, Band 2: Die toten Seelen. Hrsg. von Angela Martini. Stuttgart 1988. S.198.

Deutsche Übersetzung von:

Maribel Hart, Niels Kohrt, Anneke Nowak, Hannah Reurik, Samira Sassi, Nina Weber, Judith Zielske, unter Leitung von Ute Schürings

Der Autor

**Pieter F. Thomése (1958)**

Seit seinem Debut *Zuidland* (1990), wofür er im Jahre 1991 den renommierten AKO-Preis erhielt, hat Thomése verschiedene Romane, Novellen und Kurzgeschichten veröffentlicht.

Auf Deutsch erschienen *Über die Erde* (1993), *Heldenjahre* (1995) und *Der sechste Akt* (1999).

2004 erschien *Schattenkind*, ein autobiographischer Roman über den Tod eines Kindes, der sowohl in den Niederlanden als in Deutschland ein breites Publikum fand. 2005 erschien sein bisher letzter Roman *Izak*, der in Indonesien zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges spielt.

Thomése war Redaktionsmitglied der literarischen Zeitschrift *De Revisor*.







# Oldenburger Universitätsreden

## Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

**Nr. 152** Wernstedt, Rolf.: Wie lernt die Bildungspolitik?. – 2003.  
– 41 S.

ISBN 3-8142-1152-9 € 3,10

**Nr. 153** Heyen, Heye: Glaubenssicherheit und Wunschverleugnung als Themen religionspädagogischer Kritik. – 2004. – 41 S.

ISBN 3-8142-1153-7 € 3,10

**Nr. 154** Stern, Frank / Wißmann, Friedrich: Judentum und europäische Identität. Zur Bedeutung jüdischer Studien an der Universität Oldenburg. – 2004. – 41 S.

ISBN 3-8142-1154-5 € 3,10

**Nr. 155** Busch, Barbara: Berthold Goldschmidt und Felix Mendelssohn Bartholdy. Querverbindungen in ihrem Schaffen. – 2004. – 39 S.

ISBN 3-8142-1155-3 € 3,10

**Nr. 156** Nullmeier, Frank: Soziale Gerechtigkeit und Wettbewerbsfähigkeit. – 2004. – 30 S.

ISBN 3-8142-1156-1 € 3,10

**Nr. 157** Karwath, Ingo / Toppe, Sabine / Werner, Birgit: Erziehung im historischen Prozeß. Jost von Maydell zur Verabschiedung. – 2004. – 55 S.

ISBN 3-8142-1157-X € 3,10

**Nr. 158** Schneidewind, Uwe: Authentizität und Exzellenz – Perspektiven für die Universität Oldenburg. – 2004. – 21 S.

ISBN 3-8142-1158-8 € 3,10

**Nr. 159** Oelkers, Jürgen / Czerwenka, Kurt / Wellenreuther, Martin: Erziehen – Lehren – Lernen. Zu Kontinuitäten, Brüchen und Neuorientierungen im Pädagogischen Denken. – 2005. – 104 S.

ISBN 3-8142-1159-6 € 5,00

**Nr. 160** Matzen, Jörg: Grundrecht Bildung. Lernen auf Dauer in Zeiten der Beschleunigung. – 2005. – 37 S.

ISBN 3-8142-1160-X € 3,10